

Euphorie und Trauer

Konzert Die Cellistin Sol Gabetta und die Tschechische Philharmonie haben im Beethovensaal gespielt. *Von Verena Großkreutz*

Im Foyer der Liederhalle empfängt ein Klappaufsteller des Gesundheitsministeriums das Publikum: Hygiene-tips in Sachen Corona. Im Beethovensaal sind die Reihen dann deutlich gelichtet im Meisterkonzert, wo an diesem Abend die charismatische Star-Cellistin Sol Gabetta auftritt, normalerweise Garant für ein volles Haus. Zusammen mit der Tschechischen Philharmonie ist sie derzeit auf Tournee mit Antonín Dvořáks H-Moll-Cellokonzert. Um die Trias böhmischer Nationalkomponisten vollzumachen, gibt das Orchester auch Janáček und Suk.

Jakub Hrůša leitet den Abend. Der tschechische Dirigent – eng verbunden mit dem Orchester – ist ansonsten vor allem Chef der Bamberger Symphoniker. Das Flaggschiff der tschechischen Orchester erfreut durch warme, dunkle, weiche Grundfarben. Streicher und Bläser sind stets in perfekter Balance.

Sol Gabetta, zierlich, aber sportlich-drahtig, nimmt den heroischen Kopfsatz mit großem Körpereinsatz und wild fliegendem Pferdeschwanz, rhythmisch prägnant, vor Energie nur so strotzend. Sich gegen das Riesenorchester durchzusetzen, das oft genug klanglich etwas zu sehr auftrumpft und ihrem Spiel dadurch die Farben entzieht, zwingt sie gelegentlich zu rauem Überdruck.

Im pastoralen Mittelsatz entfaltet sie einen berückend kantablen Ton, ohne kitschig zu werden. Im melancholischen, aber auch marschbefeierten wie melodienartigen Finale zeigt die Argentinierin

beides: euphorisches Draufgängerinnen-tum und klangvolle Trauer. Als Encore spielt Gabetta den wispernden, traurig singenden Satz aus Pēteris Vasks' „Grāmata čellam“. Auch das kommt hörbar gut an beim Publikum.

Jakub Hrůša ist ein gestisch eher zurückhaltender Dirigent, der dem Orchester Freiheiten lässt, was im Dvořák-Konzert zu ein paar Ungenauigkeiten im Zusammenspiel führt.

In Josef Suks „Scherzo fantastique“, einem quirligen, beweglichen Stück, wirkt das Orchester stellenweise ein bisschen schwerfällig. Der Scherzo-Charakter kommt dann zu kurz, dafür geht man in den folkloristisch-kantablen Abschnitten in die Vollen.

Ein richtiger Knaller gelingt der Tschechischen Philharmonie aber mit der Orchesterrhapsodie „Taras Bulba“, in der Leoš Janáček eine Erzählung Nikolai Gogols vertonte. Darin geht es um eine alte ukrainische Befreiungslegende. Und weil der Kosak Taras Bulba darin sogar seinen eigenen Sohn tötet, weil der aus Liebesgründen zum Feind überlief, ist es ein zerklüftetes, turbulentes Stück, befeuert von gewalttätigen Ausbrüchen, scharf geschnitten, explosiv, grell.

Hier arbeiten Orchester und Dirigent, der jetzt kleinteiliger und genauer dirigiert, vorbildlich zusammen – in den gewaltigen Steigerungskurven, in den krassen Kontrastierungen, in den sehr effektiv komponierten, farbigen und ruhigen Passagen.

Janáčeks „Taras Bulba“ ist ein echter Knaller – explosiv und grell.